

SUSAN
MALLERY

Die
Tulpenschwestern

Roman



HarperCollins

Wenn sie beim Bedienen einen Moment Zeit hatte, würde sie sich später darauf setzen. Traurig, aber wahr.

»Möchtest du eine Speisekarte?«, fragte sie.

Er zog die Augenbrauen hoch. »Ist das deine Vorstellung von Humor?«

Denn er kam in dieses Café, seit er erwachsen war, und kannte die Karte in- und auswendig.

»Ich versuche, etwas Abwechslung reinzubringen«, erklärte sie.

»Ich nehme ein Omelett.«

»Mit Speck, Avocado und Käse.« Das war eine Feststellung, keine Frage.

»Du weißt, was ich mag.«

Wenn das nur wahr wäre. Wenn sie nur Worte oder Strategien hätte, damit er mehr als eine Freundin in ihr sähe. Außer natürlich, er war nicht interessiert. Was wahrscheinlich zutraf, denn er war ein entscheidungsfreudiger Mann. Also sollte sie über ihn hinwegkommen und ihr Leben weiterführen. Nur dass sie nicht über Jeff hinwegkommen wollte. Sie wünschte sich eher, ihm *noch näher* zu kommen. Oder er ihr oder ...

»Ich brauche mehr Kaffee«, brummte sie. *Und eine Hormontherapie. Oder vielleicht nur mehr Billy Joel.*

Leo Meierotto, Vorarbeiter und Mitte vierzig, steckte den Kopf zur Tür von Griffiths Büro herein. »Sie haben Besuch, Boss.« Leo, der normalerweise eine ernste Miene zur Schau trug, sah belustigt drein. »Kelly Murphy ist hier.«

Leo war aus Tulpen Crossing, und in einer Kleinstadt kannte jeder jeden.

»Danke.«

»Meinen Sie, sie will ein Mikrohaus kaufen?«

»Das bezweifle ich«, gab Griffith in Anbetracht des Umstands, dass sie in einem Haus lebte, das seit fünf Generationen in der Familie war, zurück.

Vielleicht wollte sie ihm ja eine einstweilige Verfügung überbringen. Oder musste die von einer Amtsperson überreicht werden? Er war sich nicht sicher. Griffiths Ziel war es stets gewesen, Handlungen zu vermeiden, die gegen das Gesetz verstießen.

Er sagte sich, dass er damit zurechtkommen würde, was auch immer ihn erwartete, und ging dann in den Ausstellungsraum der größeren Lagerhalle. Kelly stand vor dem Querschnitt eines Mikrohauses und studierte den Grundriss.

Ein paar Sekunden lang nahm er sich Zeit, um ihren Anblick zu genießen. Sie war ungefähr eins achtundsechzig groß, fit und hatte schmale Hüften und gerade Schultern. Als Farmerin, die von Farmern abstammte, kleidete sich Kelly entsprechend für ihren Job. Sie trug Jeans, Arbeitsstiefel und ein langärmliges T-Shirt. Obwohl es Anfang Juni war, fielen im Nordwesten der USA häufig Schauer. Heute war ein grauer Tag, und man rechnete mit höchstens achtzehn Grad. Nicht gerade Strandwetter.

Das wellige Haar, das ihr bis knapp über die Schultern reichte, hatte sie zu einem einfachen Pferdeschwanz gebunden. Sie trug weder Make-up, noch gab sich sie mit Maniküre ab. Sie war vollkommen ungekünstelt. Wahrscheinlich gehörte das zu den Dingen, die er an ihr mochte. Keine Tricks. Nur die ungeschönte Wahrheit. Kelly war nicht oberflächlich, und man bekam genau das, was man sah. Jedenfalls hoffte er das.

»Hey, Kelly.«

Sie drehte sich um, und er sah etwas in ihren Augen aufblitzen. Unbehagen? Nervosität? Entschlossenheit? War sie hier, um ihm zu sagen, er solle sie in Ruhe lassen? Übel nehmen könnte er ihr das nicht. Er war so begeistert von seinem Plan gewesen, hätte aber subtiler vorgehen sollen. Vermutlich würde sie ihm sagen, er solle sie in Frieden lassen.

Doch er war nicht bereit, kampflös aufzugeben, und entschied, dass er eine Ablenkung brauchte. Wie passend, dass die direkt neben ihm stand.

»Du warst noch nie in meinem Büro«, fuhr er fort. »Wieso eigentlich?«

»Keine Ahnung. Du bist seit einem Jahr wieder zurück. Wahrscheinlich hätte ich vorbeischaun sollen.« Sie wandte sich den Mikrohäusern zu. »Die baust du?«

»Ja. Hast du schon mal eins gesehen?«

»Nur im Fernsehen.«

Er grinste. »Ich liebe die Gratis-Werbung.« Schnell wies er auf das Modell, das am nächsten bei dem Querschnitt stand. »Alle Mikrohäuser sind kleiner als fünfundvierzig Quadratmeter. Sie erfüllen für unterschiedliche Menschen ganz verschiedene Bedürfnisse. Im subsaharischen Afrika bieten Mikrohäuser stabile und relativ preiswerte Unterkünfte, die an die Bedürfnisse der Gemeinschaft angepasst werden können.« Er wies auf das Dach. »Wir können zum Beispiel Solarpaneele installieren, sodass die Besitzer Zugang zu elektrischem Strom haben. In einem urbanen Umfeld können modifizierte Häuser eine Alternative zu teuren Wohnungen bieten oder als Unterkunft für Obdachlose dienen. Aber sie erfüllen auch andere Bedürfnisse. Du kannst ein einstöckiges Haus für einen Verwandten bauen lassen oder ein Gästehäuschen mit Loft. Du kannst es auf der Straße transportieren und sogar autark vom Versorgungsnetz leben, wenn du willst.«

Während er sprach, musterte sie ihn aufmerksam, als sauge sie jedes Wort auf. »Ich lebe gern *mit* Strom, Wasser und Kanalisation, aber das ist nur meine Meinung.«

»Da bin ich ganz bei dir. Es geht doch nichts über ein paar Annehmlichkeiten. Komm. Ich zeige dir, wie wir sie bauen.«

Er führte sie um die Trennwand herum in den hinteren Teil des Lagerhauses, wo der eigentliche Zusammenbau stattfand. Fast ein halbes Dutzend Männer arbeiteten geschäftig an den Häusern. Griffith sah, dass Ryan an einer Werkbank lehnte und redete, statt zu arbeiten. Nicht überraschend. Er ignorierte die Frustration, die in ihm aufstieg, und wandte seine Aufmerksamkeit erneut Kelly zu.

»Die Kunden können sich etwas aus unseren vorliegenden Plänen aussuchen oder ihren eigenen Grundriss aufstellen. Im letzteren Fall arbeite ich mit ihnen zusammen, damit die Statik stimmt. Ein Haus, das bleibt, wo es ist, muss andere Richtlinien erfüllen als eins, das gezogen wird.«

Sie nickte langsam. »Man müsste sichergehen, dass es auf dem Hänger gut ausbalanciert ist. Außerdem darf es nicht zu hoch sein. Brücken und Überführungen würden zum Problem. Vielleicht spielt auch das Gewicht eine Rolle.«

»Genau. Viele Leute glauben, dass sie sich ein Mikrohaus wünschen, aber wenn sie tatsächlich eins sehen, sind sie erstaunt über seine Größe.«

»Oder den Mangel daran?« Sie lächelte. »Ich kann mir nicht vorstellen, auf fünfundvierzig Quadratmetern zu leben.«

»Oder weniger. Man muss Kompromisse schließen und kreativ denken.«

»Und nicht allzu viel Zeugs besitzen.«

Sie gingen zurück in den Ausstellungsraum. Kelly sah sich ein fertiggestelltes Mikrohaus an, das darauf wartete, abgeholt zu werden.

»Ich kann nicht glauben, dass du einen Waschtrockner eingebaut hast«, rief sie von drinnen.

»Na ja, Kleidung wird nun mal schmutzig.«

»Aber trotzdem. Es ist ein Waschtrockner.« Sie trat wieder in den Ausstellungsraum.

»Es ist nett, dass du das hier für deine Kunden aufgebaut hast. Sie bekommen die Häuser zu sehen, statt sie sich bloß vorzustellen.«

Nickend blickte er sich um. Zusammen mit der Querschnittaufnahme hingen Fotos von abgeschlossenen Projekten an der Wand, außerdem eine kleine Auswahl an Materialmustern für das Dach, die Verkleidung und die Flächen. Nur das Wichtigste.

»Was ist?«, fragte sie.

»Es ist schon in Ordnung«, gestand er. »Ich möchte es gern besser machen, aber ich habe keine Ahnung, wie ich der Sache den letzten Schliff geben soll.« Er konnte alles Mögliche auf achtundzwanzig Quadratmetern unterbringen, aber wenn es um Dinge wie Farbe oder Dekokissen ging, war er genauso orientierungslos wie jeder Durchschnittsmann in der Haushaltswarenabteilung.

»Ich wünschte, ich könnte dir helfen, kann ich aber nicht.« Sie warf ihm ein kurzes Lächeln zu. »Ich bin bei so was auch ein hoffnungsloser Fall. Wenn du allerdings die Pantone-Farbe des Jahres wissen willst, *da* kenne ich mich aus.«

»Die was?«

»Die Farbe des Jahres. Jedes Jahr wählt die Designwelt Farben aus, von denen man damit rechnet, dass sie beliebt sind. Du weißt schon, für Kleidung und Inneneinrichtung.«

»Warum solltest du darüber Bescheid wissen?«

»Ähm, Griffith, ich lebe davon, Tulpen anzubauen. Wenn ich nicht die richtigen Farben treffe, will sie niemand bei seiner Hochzeit oder auf seinem Kaffeetisch haben.«

»Richtig. Das hatte ich nicht bedacht.« Er runzelte die Stirn. »Musst du die Zwiebeln nicht bestellen, bevor du sie pflanzt? Was, wenn du dich bei den Farben irrst?«

»Dann bin ich erledigt, und wir verlieren die Farm. Deswegen achte ich auf so was wie die Pantone-Farben des Jahres. Gelbe Tulpen verkaufen sich immer, ganz gleich, was gerade beliebt ist. Aber ich vergraule Kunden, wenn ich nicht die richtigen Farben zur richtigen Zeit habe. Und ich möchte gern, dass sie zuerst zu mir kommen, wenn sie was brauchen.«

Er hatte gewusst, dass ihr Geschäft ihr wichtig war, aber er hatte sie nicht für konkurrenzorientiert gehalten. Das wurde ja immer besser.

»Konzentrierst du dich bei den Blumen auf den Feldern genauso auf die richtigen Farben wie bei denen, die du drinnen ziehst?«

Sie musterte ihn eine Sekunde lang, als überrasche seine Frage sie.

»Na ja, es gibt schon einen Unterschied«, räumte sie ein. »Bei dem alljährlichen Tulpenfestival konzentrieren wir uns mehr auf populäre Farben und verschiedene Arten von Tulpen. In den Treibhäusern ziehe ich die Tulpen für die beliebtesten Hochzeitstermine und die exotischeren Blumen. Es ist einfacher, den Prozess zu kontrollieren, wenn man sich nicht mit Mutter Natur auseinandersetzen braucht.«

»Ich habe gehört, dass sie ein ganz schönes Miststück sein kann.«

Kelly lachte. »Wenn du so was wie einen Hagelsturm im Frühling meinst, kann ich dir nicht widersprechen. Zehn Minuten Hagel können eine ganze Ernte ruinieren.«

Er zuckte zusammen. »Das ist übel.«

»Wem sagst du das?«

Einen Moment lang lächelten sie einander an. Er hatte das Gefühl, dass sie vergessen hatte, warum sie ihn aufgesucht hatte, und das gefiel ihm.

Er kannte Kelly seit der Highschool. Zwar war sie ein paar Jahre jünger als er, aber er war ihr regelmäßig begegnet. Sie war relativ ruhig gewesen. Hübsch, aber nicht auffällig zurechtgemacht. Als sie in der neunten Klasse war, hatten sie zusammen am Jahrbuch gearbeitet, und er hatte sie näher kennengelernt. Trotzdem, damals war er *dieser* Typ gewesen – und sie um einiges jünger. Er hatte nicht gewusst, ob er versuchen sollte, ihr näherzukommen. Dann war die Sache mit ihrer Mutter eskaliert, er hatte Kellys Gefühle verletzt, und ehe er sich schlüssig darüber war, was er sagen oder tun sollte, hatte er schon die Schule abgeschlossen und ging aufs College.

Um ehrlich zu sein, hatte er nicht allzu viel über sie nachgedacht, bis er wieder nach Tulpen Crossing gezogen war. Aber seit er wieder hier war, ging sie ihm ständig im Kopf herum. Kellys fünfjährige Beziehung war passenderweise vor sechs Monaten zu Ende gegangen. Er nahm an, dass sie genug Zeit gehabt hatte, um sich anders zu orientieren. Jetzt musste sie ihm nur noch seinen Plan abkaufen. Und wenn die Lady Nein sagte – gut, dann würde er sich eben zurückziehen.

»Komm«, sagte er und wies auf die Tür, die zu der Passage zwischen den Lagerhäusern führte. »Ich möchte dir was zeigen.«

Sofort setzte sie eine misstrauische Miene auf. »Deine Briefmarkensammlung?«, murmelte sie und errötete prompt. »Tut mir leid, ich wollte nicht ...« Sie räusperte sich, sah auf den Boden, schaute dann wieder ihn an und holte tief Luft. »Was wolltest du mir zeigen?«, fragte sie dann munter.

»Nur das andere Lagerhaus.«

»Okay.«

Sie klang zweifelnd, folgte ihm aber dennoch durch die überdachte Passage in das andere Gebäude.

Es war kleiner und momentan verlassen. Überall lagen Materialstapel herum, Pläne waren an die Wände geheftet, und neben einem kleinen Gabelstapler standen leere Paletten.

»Für den Überhang, wenn ihr wirklich viel zu tun habt?«, fragte sie und ging zu einem Stapel noch verpackter Solarpaneele hinüber.

»Nein. Hier gehe ich meiner anderen Arbeit nach.« Er steckte die Hände in die Jeanstaschen. »Versteh mich nicht falsch. Ich entwerfe gern Häuser für andere. Die Leute sind so aufgeregt und begeistert. Es ist nur so, dass anderswo Menschen dringend ein Obdach brauchen. Das ist die Arbeit, die ich hier tue.«

Erstaunt riss sie die braunen Augen auf. »Was meinst du?«

»Ich arbeite mit mehreren Nonprofit-Organisationen zusammen. Sie sammeln Material und schicken es mir. Wenn ich genug habe, suche ich Freiwillige, und wir stellen einen Bausatz für ein Mikrohaus zusammen. Der wird dann hingeschickt, wo er am dringendsten gebraucht wird.« Er wies auf die Solarpaneele. »Die sind für das subsaharische Afrika bestimmt. Damit können die Bewohner sich selbst mit Strom versorgen. Ich arbeite mit